

Blätter aus Krain.

Beilage zur Laibacher Zeitung.

Nr. 20.

Erster Jahrgang.

16. Mai 1857.

Drei Sonette.

Von L. J.

1.

Ich glaube nicht dem schönen Phrasenflingeln,
Wenn Einer kommt und sagt, daß er mich schätze;
Ich traue nicht dem gleißenden Geschwätze,
Es ist doch sicher Einer von den Schlingeln;

Von jenen Schlangen, die sich um uns ringeln,
Und daß ihr Gift uns doppelt Schmerz' und Äße,
Mit Freundschaftszucker süßen ihre Sätze
Und schmeichelnd uns umzischen und umzüngeln.

Hier ist die Hand, ihr mögt sie immer drücken!
Nenn' „lieber Freund“ mich oder „Ungeheuer,“
Mir einerlei! Mich sollt ihr nicht berücken!

Nur bleibet ferne Allem, was mir theuer.
Ich hab' es nur zu oft, zu oft empfunden,
Wie ihr mit Lust das Herz mir habt geschunden!

2.

Ich habe nie gelernt, mich tief zu bücken,
Die Schmeichelwege bin ich nie gegangen.
Es trieb das Roth der Scham mir auf die Wangen,
Sobald ich Männer krümmen sah den Rücken.

Drum bin ich ungelent in vielen Stücken
Und kann mit höflichen Phrasen niemals prangen.
Doch wollt Ihr Mannestreu' von mir verlangen,
So will begeistert ich die Hand Euch drücken.

Das ist die Schmach der Zeit und ihr Verderben:
Daß man die Lüge lobt, die glatten Zungen;
Wie schmeichelt, lächelt man, bringt Huldigungen,

Um so die Gunst der Menschen zu erwerben.
Und streift man ab den Firnis dieser Hoheit,
So zeigt sich die Gemeinheit und die Noheit.

3.

Wer sagt, daß er nicht mehr an Wunder glaube,
Der kennt nicht uns're Zeit, die wunderfücht'ge,
Die wundergläubige, die wunderfücht'ge;
Denn Wunder sprießen jetzt aus jedem Staube.

Des Schiffes Wucht bewegt die kleine Schraube,
In Drähten rinnt des Wortes Hauch, der nicht'ge,
Zu Phosphor wird der Geist, der ätherfücht'ge,
Und Fische reden, daß erlaunt der Taube.

Auf Dampfesflügeln geht's durch alle Weiten
Und jed' Geheimniß wird vom Geist erspüret.
Das sind doch Wunder, das ist nicht zu streiten,
Und eine Zeit ist's, wie vordem noch keine.
Der Wunder größtes aber, das ich meine:
Daß jeder Ibiote kritisiert!

Die Edelsteine und die Wissenschaft.

Die Natur mag sich mit den dichtesten Schleiern umhüllen, der Forschungstrieb des Menschen entreißt ihr ein Geheimniß nach dem andern, wenn man anders von Geheimnissen reden kann, wo doch nur mehr oder minder verborgene Gesetze walten. Eben diese Gesetze sind es aber, welche der Mensch erforscht, belauscht und prüft, um sie für sich auszubeuten. Er macht die unsichtbare elektrische Kraft zur Dienerin seines Willens und schreibt dem Donnerkeil eine Marschrouten vor; er spannt den Dampf als brausendes Roß vor und zügelt ihn mit einem sanften Fingerdruck. Ein Fegen Seidentafft trägt ihn in die Wolken und mit einem dünnen Draht verbindet er die getrennten Welten. Rousseau hat in seiner Bergrührung behauptet, daß der zivilisirte Mensch Alles thue, um die Natur zu schänden und zu verstümmeln. Nichts ist falscher als diese Behauptung. Die Hausthiere werden stärker, kräftiger, ausdauernder durch die Pflege des Menschen, und die Früchte werden edler, schöner, wohlschmeckender, wenn sie sich seiner Sorgfalt erfreuen. Führt nun der Mensch die Wunder der Natur auf ewige, unabänderliche Gesetze zurück, so schafft er selbst Wunder, indem er diese Gesetze für seine Zwecke anwendet. Die Wissenschaft erobert sich mit jedem Tage, ja mit jeder Stunde mehr Macht über die Materie und zwingt sie zum Gehorsam.

Wie viel Freuden, wie viel Annehmlichkeiten des Lebens haben wir nicht der Wissenschaft zu verdanken. Freilich denken nur Wenige an die Wissenschaft; denn sie wirkt still und bescheiden und gibt die Resultate jahrelanger Anstrengung ohne Anspruch auf Ruhm oder Anerkennung. Der Mensch ist überhaupt nicht gewohnt, wenn er sich eines Genusses erfreut, an den Urheber desselben und an die saure Arbeit zu denken, welche ihm diesen Genuß verschafft hat. Wenn der Philister mit der dampfenden Pfeife im Munde Abends in seiner Zeitung schwarz auf weiß von einem Ereigniß liest, das sich wenige Stunden früher in London oder in Paris, in Wien oder in Königsberg

zugetragen, so fällt ihm gar nicht ein, welche eine Reihe der erstaunenswürdigsten Erfindungen vorhergehen mußten, um seine Neugierde so schnell zu befriedigen. Ich möchte die Dame sehen, welche, wenn sie vor dem Spiegel die letzte Hand an ihre kunstvolle Toilette legt, sich derer dankbar erinnert, die seit vielen Jahrhunderten denken, arbeiten und erfinden mußten, um ihr den Sieg auf dem bevorstehenden Ball zu verschaffen. Doch wird die Wissenschaft sich deshalb nicht von ihren Forschungen und Entdeckungen abhalten lassen.

So ist sie in diesem Augenblick mit einer Arbeit beschäftigt, die für das weibliche Geschlecht besonders von hohem Interesse ist. Die Wissenschaft hat sich sehr betrübt, daß die Edelsteine nur die Glücklichen, die Auserwählten dieser Erde schmücken, daß die schönsten, liebenswürdigsten und anmutigsten Wesen sich meistens mit geschliffenen Kieselsteinen begnügen müssen. Sie hat sich also vorgenommen, Diamanten zu machen, echte, wahre Diamanten, die sich von denen, welche die Natur liefert, nicht im allergeringsten unterscheiden sollen. Wie will aber die Wissenschaft diese Aufgabe lösen? Auf folgende Weise: Die Wissenschaft, die sich durch äußern Schein durchaus nicht blenden läßt und allen Dingen gern auf den Grund sieht, kennt schon seit langer Zeit die Bestandtheile, aus denen die Edelsteine zusammengesetzt sind.

Der Topas, der Zirkon und die Granate mögen noch so vornehm thun, man weiß doch, daß sie nur aus krystallisirter Maunerde und einem Metalloxyde bestehen, welches ihnen die schöne Farbe verleiht. So ist der weiße Saphir nichts anders als krystallisirte Maunerde, während der blaue Saphir, der so sanft und lieblich wie das Auge eines jungen Mädchens glänzt, eben auch nichts weiter ist, als gemeine krystallisirte Maunerde, welche einem Metalloxyde die blaue Farbe verdankt. Der Rubin und der Amethyst, die gar manche Krone schmücken, bestehen ebenfalls nur aus Maunerde; jener verdankt die rothe, dieser die violette Farbe einem kleinen Bestandtheile eines Metalloxyds. Ja, selbst der Smaragd, dessen unsere Dichter gewöhnlich erwähnen, wenn sie von saftigen Wiesen, vom Frühlingslaub, vom Meer u. dgl. singen, ist auch nur ordinäre Maunerde, die sich bloß grün macht, weil sie ein gewisses grünfärbendes Metalloxyd enthält.

Alle diese prachtvollen Steine wären ganz plebejisch gemein, wenn die Natur sie nicht krystallisirt und durch eine Verbindung mit etwas Metalloxyd gefärbt hätte. Um dies fertig zu bringen, hat Mutter Natur sich einer außerordentlichen Hitze bedient, von welcher die Schmelzung der Maunerde bedingt wird. Die Wissenschaft, der dies bekannt, fing also schon vor Jahren an, den Versuch zur Herstellung kostbarer hunder Steine zu machen und es ist ihr auch gelungen, sie herzustellen, d. h. was die Qualität betrifft; denn in Bezug auf die Quantität blieb Manches zu wünschen übrig. Die erzielten kostbaren Steine waren nämlich so klein, daß man sie mit dem bloßen Auge gar nicht wahrnehmen konnte. Es war ein unsichtbares Etwas, und ich bin überzeugt, daß es keiner Dame sonderlich angenehm wäre, wenn man erst das Mikroskop zu Hilfe nehmen müßte, um ihren Brillantschmuck zu sehen. Seit den ersten Versuchen haben nun manche Natur-

forscher Frankreich's und Deutschland's sich unausgesetzt bestrebt, jene Steine auf künstlichem Wege zu produziren, und es ist eben dem Pariser Chemiker Gaudin gelungen, weiße Saphire von ungewöhnlicher Härte und erklecklicher Größe herzustellen, so daß sie zu industriellen Zwecken, z. B. für Uhrenzapfen, um so eher gebraucht werden können, als sie an Härte die bisher zu diesem Zwecke verwendeten rothen Rubinen bei Weitem übertreffen.

Es ist kaum einem Zweifel unterworfen, daß nach einem oft wiederholten Verfahren ein günstiges Resultat auch in Bezug auf die Farbe erzielt wird. Derselbe Chemiker ist bei dem eben erwähnten Versuche auf ein anderes höchst wichtiges Resultat gestoßen. Er hat nämlich einen glasartigen, etwas schwarz angelaufenen Körper gefunden, der keine Maunerde enthält, an Härte den Rubin übertrifft und dem Diamanten fast gleichkommt. Ein anderer Naturforscher, Desprez, hat durch einen lang anhaltenden Strom von Induktions-Elektrizität mikroskopische Krystalle erhalten, die höchst wahrscheinlich Diamanten sind. Außerdem beschäftigt man sich aus einer andern einfachen Substanz, Bor, einen diamantähnlichen Körper herzustellen. Der Diamant ist bekanntlich nur eine krystallisirte Kohle; gelänge es nun, die Kohle zu krystallisiren, so wäre das Problem gelöst. Dies ist aber mit ungeheuren Schwierigkeiten verbunden, welche indessen die Wissenschaft früher oder später überwinden wird. Bringt man einst die Edelsteine, wie die Mineralwasser, auf künstlichem Wege und in großen Quantitäten zu Stande, welche Revolution würde in der weiblichen Toilette entstehen! Wie würden dann die Kronen im Preise sinken. Der Regent, dieser herrlichste aller Diamanten, würde vielleicht siegreiche Nebenbuhler finden und der Kohinoor in Verachtung sinken. (Wes. 3.)

Verschiedenes.

Wierzehn Tage ohne Nahrung. Ein merkwürdiges Beispiel, wie lange ein Mensch ohne Nahrung aushalten kann, wird aus Liverpool berichtet. Ein Wächter hatte am verfloffenen Sonnabend nahe an der Stadt in einem Gehölze einen Menschen aufgefunden, der dem Hungertode nahe war. Auf die Anzeige des Wächters hin wurde der Mann in ein Hospital geschafft und sorgfältig gepflegt, was um so nöthiger war, als seine beiden Füße bis an die Knöchel heran bereits brandig waren. Trotzdem wird man nicht zur Amputation derselben schreiten müssen und der Patient hat begonnen, sich allmählig zu erholen. Wie sich aus seinen Papieren und Mittheilungen herausstellt, ist er ein Kapitän, der mit seinem Schiffe vor Kurzem aus Bermuda herüber kam. In Liverpool waren ihm seine Papiere — aus welchem Rechtsgrunde, wird nicht angegeben — abgenommen; dadurch gerieth er in die peinlichsten Verlegenheiten und scheint darüber den Verstand verloren zu haben. Seinen Miethzins konnte er nicht zahlen, da er sich nach Wegnahme aller seiner Papiere kein Geld verschaffen konnte; so wanderte er denn vor 18 Tagen hinaus aus der Stadt, ohne zu wissen, wohin er sich wenden solle, gerieth in ein kleines Gehölz, schlief dort ermattet ein und fühlte sich allmählig an Geist und Körper so erschöpft, daß er nicht mehr die Kraft hatte, sich von der Stelle

zu rühren oder zu rufen, wenn er in dem nahestehenden Hause Leute aus- und eingehen hörte. In diesem jämmerlichen Zustande war er 14 Tage lang verblieben ohne Speise als etwas Gras, ohne Trank als Wasser, das hart an der Stelle, wo er gefunden wurde, durch's Gehölz floß. Na seiner Erlösung verzweifelnd, hatte er zwei Tage, bevor er gefunden wurde, seinen Namen und seine sonderbare Leidensgeschichte mit Bleistift auf ein Blatt Papier gekritzelt, damit seine Freunde in Bermuda früher oder später sein trauriges Schicksal erfahren.

Kaiserin Katharina I. Bekanntlich sind die Nachrichten über die Herkunft der Kaiserin Katharina I., Gemalin Zars Peter des Großen von Rußland, sehr auseinandergehend. Nach den Einen war sie die Tochter eines schwedischen Quartiermeisters Johann Rabe und hieß ursprünglich Martha, nach Andern die Tochter eines Bauern Samuel aus Liefland u. s. w. In dem eben erschienenen April=Hefte der trefflichen „Westermann'schen illustrierten Monat=Hefte“ theilt Krieger (der Mitarbeiter Schloffer's) nach der Handschrift eines russischen Gelehrten interessante Nachforschungen mit, deren Ergebnis ist, daß Katharina die Tochter eines Bürgers von Riga, Peter Badendick, und, laut den Rigenser Kirchenbüchern, am 3. Februar 1679 auf den Namen Katharina getauft war. Den Anlaß zu diesen Nachforschungen gab eine mündliche Familien-Tradition, zu deren Kenntniß der erwähnte Russe gekommen. Barbara Berg, geb. Badendick, eine Frau, die nach der Mitte des vorigen Jahrhunderts in Herrenhut verstarb, hatte ihrem Sohn und dieser seiner einzigen Tochter anvertraut, sie, Barbara, sei eine leibliche Schwester Katharina der Ersten; sie habe das nicht gewußt, bis sie in Riga dieselbe, von der sie lange Jahre gar nichts gehört hatte, als Gemalin des Kaisers Peter wieder gesehen und erkannt habe. Von Schrecken ergriffen, sei sie, Barbara, in ihre Wohnung geflüchtet und habe die Entdeckung ihrem Manne mitgetheilt. Beide hätten, aus Furcht vor dem Kaiser, es für rathsam gefunden, sich nicht zu erkennen zu geben und die Entdeckung gänzlich zu verschweigen. So erhielt sich dieß Faktum nur als Sage in der Familie, und die Enkelin Barbara's vertraute selbe erst am Sterbebette dem erwähnten Gelehrten, der es sich nun zur Aufgabe machte, durch die sorgfältigsten Forschungen die Wichtigkeit jener Sage zu konstatiren. Ein Halbbruder Barbara's und Katharina's, Hermann Badendick, der bis zum J. 1720 in Riga lebte, tauchte nach dieser Zeit mit seiner Familie als Verwandter der Kaiserin in St. Petersburg unter einem gräflichen Titel auf; es ist ungewiß, ob in Folge zufälliger Entdeckung, oder angestellter Nachforschungen von der Kaiserin nach dem Tode ihres Gemals berufen. Dieser Hermann war von allen acht Geschwistern Katharina's der einzige, den die Kaiserin — vielleicht nach 25jähriger Trennung — wieder sah. Der angebliche Graf lebte sehr zurückgezogen in Petersburg, nur durch Wohlthätigkeit sich auszeichnend; sein Sohn Johann wurde später von der Kaiserin Elisabeth zum Kammerherrn erhoben; von seinen Töchtern Anna und Helena soll die eine an den Grafen Woronzow, die andere an den Oberhofmeister Tschoglokov verheiratet worden sein.

Museal-Versammlung am 13. Mai.

Herr Gurnig gab die Fortsetzung einer von ihm verfaßten Zusammenstellung, „den Torf und die zweckmäßigste Verwendung

des selben“ betreffend, welcher für unsere Lokalinteressen höchst wichtige Gegenstand von ihm schon in zwei frühern Museal-Vorträgen, wie dieß die Berichte seiner Zeit meldeten, zur Sprache gebracht wurde. Diesmal lieferte er ein vollständiges Bild von der auf dem Hapselmoore in Baiern üblichen Methode der Fabrikation der Torfziegel, die auf den baier. Eisenbahnen zur Lokomotiv-Feuerung verwendet werden. Bei dem Umstande, daß ein ähnliches Establishement von der h. Staatsverwaltung auf dem Laibacher Moraste bei Moosthal angelegt wurde, wo unter Leitung des Herrn Gurnig die Torfziegel-Erzeugung vorerst zwar nur durch Menschenhände, jedoch in einem großartigen Maßstabe im vollen Gange ist, und in Kürze durch die daselbst aufzustellenden Maschinen nach jenem Muster zur Ausführung gelangen wird, dürften die folgenden, in dem besagten Vortrage angeführten Details auch für weitere Kreise von Interesse sein.

Die Haupthindernisse der Benützung des Torfes zur Lokomotiv-Feuerung sind seine in der faserigen Struktur und lockern Beschaffenheit gegründete geringe Heizkraft und das ungünstige Verhältniß zwischen seinem bedeutenden Volumen und dem geringen Gewichte, was den Transport desselben sehr kostspielig macht. Zur Behebung dieser ungünstigen Eigenschaften wurde zwar das Pressen des Torfes vorgeschlagen, allein alle dießfalls angewendeten Versuche lieferten kein günstiges Resultat. Am geeignetsten erwies sich ein Verfahren, wodurch die Glasizität der Torffaser vernichtet und die ganze Masse in einen homogenen Brei umgewandelt wird. Das Wesen dieser, vom Herrn Erter, baier. Oberpostrath, eingeführten und vervollkommeneten Manipulation besteht in Folgendem:

Der im Graben arbeitende Torfstecher schneidet den Torf mit einer Lettenhau, sowohl an der Vorder- als auch an der Seitenwand, bis zur unterhalb gelegenen Lettenschichte in dünnen Platten ab, und verfeinert dieselben sodann in der Quere, wodurch schon eine theilweise Vermengung der obern lockern und minder reifen mit den untern speckartigen Lagen erfolgt. Mittelt eines Schöpfers wird Wasser aus dem Abzugsgraben auf die oberhalb einer breiteren Unterlage befindliche Masse gegeben, und diese so lange getreten, bis sie einen vollkommen gleichartigen Brei bildet. Dieser wird nun auf ein planirtes Terrain gebracht und in hölzerne Rahmen, ohne Deckel und Boden, deren jeder zwanzig Ziegelformen enthält, geschüttet. Die gefüllten Holzrahmen werden mittelt eines Streichbrettes glatt gestrichen, und der Abstreich kommt an die Längsseite des Rahmens zu liegen, welcher von den geformten Ziegeln abgehoben und knapp an denselben zur weiteren Modellung über den bei Seite geschobenen Rest des Torfbreies gestellt wird. Diese Formung wird am besten von Weibern verrichtet. Nach den am Hapselmoore gemachten Erfahrungen kann eine Frauensperson in einem Tage 10.000 Ziegel erzeugen. Die durch diese einfache Manipulation gebildeten Torfziegel gewinnen schon in einigen Tagen eine solche Konsistenz, daß man sie, ohne daß sie zerfallen, auf die schmale Seite legen und in Reihen und Hohlhäufen zur vollständigen Trocknung aufstellen kann. Eine wesentliche Verbesserung sowohl in Rücksicht der Vorzüglichkeit des Produktes als auch der Billigkeit der Erzeugung erhielt dieses Verfahren durch die Anwendung von Maschinen, welche den Torfbrei viel gleichförmiger und fein zertheilter liefern, als dieß die menschliche Arbeit durch Treten mit Füßen zu leisten vermag. Die Hauptrolle bei diesen mit Dampf getriebenen Maschinen, von denen Zeichnungen vorgewiesen wurden, bilden zwei Paar eiserner Walzen, welche nach schiefen Richtungen, die sich bei den übereinander bewegenden Walzen unter einem sehr stumpfen Winkel kreuzen, fanelirt sind und sich mit ungleicher Geschwindigkeit um ihre Aren drehen. Das rohe Torfmateriale wird jenen von zwei oberhalb stehenden Walzenpaaren, die zur Ergreifung des Torfes mit hornartig gewundenen Zinken versehen sind, übergeben, und erleidet zwischen ihnen eine so starke Zerkleinerung, als ob es von Blechseeren sehr fein geschnitten worden wäre. Die Förderung des Torfes vom Orte des Abtriebes geschieht auf transportablen Eisenbahnen. Ein Kubikfuß trockener Maschinen-Torfziegel wiegt 28 Pfund, während ein gleiches Quantum, das allein durch menschliche Arbeit zu Stande gebracht wurde, ein Gewicht von 20 Pfund hat. Nach einer

ausführlichen Darlegung der bezüglich der Erzeugungskosten in Baiern gemachten Erfahrungen ging Herr Gurnig zu den Resultaten seiner im vorigen Herbst zur Erprobung der Torfheizung bei Lokomotiven auf der Südbahn gemachten Fahrten über. Sowohl bezüglich des Preises als auch des Effektes ergaben sich daraus die Vorzüge der Torfziegel vor den Steinkohlen, und der Vortragende führte als weitere erhebliche Vortheile der Anwendung des Torfes, namentlich die Schömmung und leichte Reinigung der Maschinen und das bedeutende Ersparniß an Zeit und Arbeit bei der Feuerung, an.

Darauf folgte ein Vortrag des Herrn Professors Konshögg über die kalkhaltige Porzellanerde vom Tschernathale hinter Stein, welche von den dortigen Landeuten kreda, d. i. Kreide, benannt wird. Es wurde das Gestein, aus dessen Verwitterung sie hervorging, ein blaulich grauer Tuffstein, der schon im vorigen Jahrhundert die Aufmerksamkeit des Naturforschers Haquet an sich zog, sammt den Produkten der Zersetzung in den verschiedenen Stadien vorgezeigt, und der dabei stattfindende chemische Vorgang nach der Analogie des Verwitterungsprozesses der Gesteine, aus denen Kaolin entsteht, erläutert. Der Gehalt an kohlenstoffreichem Kalk, welcher der Güte dieser Erdbart einigen Eintrag macht, scheint von den ober dem Lager befindlichen Kalkschichten her zu rühren. Auch Porphyr treten in der Nähe auf. Eine technische Benützung dieser Erdbart geschieht durch den hiesigen Thon- und Terra-cotta-Warenfabrikanten Herrn Georg Käufer.

Sodann gab Herr Uleppitsch eine übersichtliche Zusammenstellung der Erzeugungsarten des Wasserglases und seiner Verwendung in den verschiedenen Künsten und Gewerben, namentlich als Konservierungsmittel.

Zum Schluß zeigte Herr Deschmann einige mikroskopische Präparate, die Entwicklung dreier Staupilzarten betreffend. Die erste Art (*Aecidium Erythronii*) entwickelt sich auf den Blättern des Hundszahnes, die beiden andern (*Aecidium* et *Uredo Meleagris*) finden sich am Blatte und Stengel der Schachtelpeper.

Wissenschaftliches.

Bei der 13. Monats-Versammlung des historischen Vereins für Krain verlas der Vereins-Sekretär zuerst einen von P. Hisinger eingesendeten Aufsatz über die Bischöfe von Aemona, worin derselbe nach dem rühmlichen Beispiele Schönleben's und Valvasor's, Einhart's und Richter's die Behauptung durchzuführen und zu erweisen, und insbesondere gegen die Präntionen des istrianischen Cittanova und des friaulischen Gemona zu vertheidigen sucht, daß schon das alte Aemona im 4. und 5. Jahrh. eigene Bischöfe gehabt habe. Es ist übrigens ungemein schwierig, diesen Beweis herzustellen, da keinerlei redende oder stumme Denkmale hiebei auch nur den geringsten Anhaltspunkt geben und somit Wahrscheinlichkeits-Gründe genügen müssen. Was in dieser Hinsicht nur irgend hervorzuheben war, findet sich von Hisinger mit der ihm eigenen Sorgfalt angegeben und scharfsinnig nach allen Richtungen hin ausgebeutet.

Herr Direktor Nedásek gab interessante Mittheilungen über „akademische Beanen.“ Schon Pythagoras hat Jene, so sich den Wissenschaften zu widmen gedachten, harten Proben und strengen Prüfungen unterworfen. Dieser Gebrauch überging dann mit mannigfachen Modifikationen in die philosophischen Schulen Griechenlands, besonders der Sophisten. Spott und Verachtung aller Art mußten einem solchen Neuling die gehörige Weiße — Geduld und Befähigung des Gemüthes — geben. Von der Pariser Universität kam die Sitte dann auf alle anderen nach und nach entscheidenden Hochschulen, so daß, wie schon Justinian dieselbe verboten hatte, so auch von der Prager philosophischen Fakultät ihr entgegenzuwirken versucht wurde. Im Mittelalter nun nannte man diese Neulinge Beane (vielleicht vom franzö. »bojeanne,« Gelbschnabel). Die Fuchstafel des heutigen Universitäts-Lebens enthält Anklänge und verfeinerte Ausläufer jener Gebräuche.

Herr Direktor Dr. H. Costa besprach das von ihm gerechete, im J. 1837 mit dem Reigersfeld-Busethen Archive als Makulatur ge-

richtlich versteigerte Manuskript eines Passions-Schauspiels, betitelt: „Das Leiden unsers Herrn und Heilandes Jesu Christi. Vollständig vorgebracht. NB. Welches zu Krainburg auf dem öffentlichen Plage den 6. April 1730 als ein schmerzenvolles Traged, allen nicht ohne häufige Thränen ist vorgestellt worden.“ Dieses Passions-Schauspiel ist in Knittelversen verfaßt und in fünfzehn Vorstellungen abgetheilt, denen ein Prolog vorangeht; die einzelnen Vorstellungen schließen mit einem Intermedium nach Art des Chors der griechischen Tragödien. Es hat dieses Kreuzigungsspiel, abgesehen von seinem literarisch-historischen Werthe, noch ein zweifaches Interesse: Einmal, weil es deutsch ist, und vor 125 Jahren in einer, gegenwärtig vorherrschend slavischen Stadt von Krain, allen nicht ohne häufige Thränen ist vorgestellt worden,“ folglich damals von Allen verstanden worden sein mußte, da es mehr durch die Worte als durch die Vorstellung der einfachen, bekannten Handlung zu rühren geeignet ist; und dann zweitens, weil es das einzige, bekannte, hier zu Land zur Aufführung gekommene, derlei Volksdrama ist. Die „Mittheilungen des historischen Vereins für Krain“ werden Ausführlicheres über dieses Kreuzigungsschauspiel bringen.

Professor Metelko besprach die philologischen Arbeiten des Herrn Dr. Miklošič, besonders dessen vergleichende Grammatik. Interessant ist, was dieser Letztere über das Verhältniß der altslavischen Sprache zu den übrigen Dialekten sagt. Er nennt jene altslowenisch, weil sie nicht die Mutter aller slavischen Sprachen, sondern nur des Neuslowenischen und Bulgarischen ist. Diese letztere hat sich aber von ihrer Mutter viel weiter entfernt als das Neuslowenische. Die Bulgaren haben, außer dem Nominativ und Vocativ, alle Kasus verloren und müssen sie durch Präpositionen ersetzen. Sie haben den Artikel, den sie, den Walachen gleich, immer dem Substantiv anhängen, z. B. das Buch, knjigata. Ihre Zeitwörter haben den Infinitiv verloren, und sie müssen daher denselben umschreiben. — Ist nun aber gleich das Altslowenische nur die Mutter zweier slavischer Sprachen, so geht doch Miklošič, daß alle slavischen Sprachen ohne Ausnahme in ihrem gegenwärtigen Zustande und noch mehr in ihren ältern Denkmälern auf die altslowenische Form zurückweisen.

Professor Terstenjak hatte eine Abhandlung eingesendet, in welcher er, anknüpfend an die Inschrift eines in Krain gefundenen Römersteines »Laburo ex voto sacrum« (vgl. Valvasor, Ehre des Herzogthums Krain, S. 257), auf philologischem Wege den Beweis führt, daß die Wurzeln und Bedeutungen des Sanskrit Arbh, des deutschen Elben (Elfen) und des slavischen lab (daher »labur« ein „lichter Geist“ — „der Wasserzeugende“) ebenso übereinstimmen, wie die Sagen der Indier, Slaven und Germanen über die Elfen. So sagt die Edda (ein altindisches Heldengedicht), dieselben bilden ein Volk, das stille Volk »huldulok,« das kleine schöne Volk (so auch slavisch »ludki,«) welchem ein König vorstehe. (Darauf deutet ebenso der Name des serbischen Fürsten Ninoslav, denn »ninki« heißen die Elfen bei den Slovenen.) Die Elfen sind neckisch und diebisch; so erzählt auch vom sloven. Labus die Volksfage, daß er gerne Kinder in's Wasser ziehe. Nach dieser letztern Bohren die »ninki« mit goldenen Bohren in den Bergen die irdischen Quellen auf und schaffen heilkraftige Kräuter, welche Eigenschaften auch den indischen Arbhus zugeschrieben werden. So heißt es im Rigveda: „Als die Arbhus, 12 Tage schlummernd, sich der Gassfreundschaft des nicht zu Berbergenden erfreut, da schufen sie herrliche Fluren, die Ströme führten sie herbei, auf dem Lande erkanden die Kräuter, in den Tiefen die Gewässer.“

Endlich verlas zum Schluß der Vereins-Sekretär Dr. Costa die bereits in Nr. 19 dieser Blätter abgedruckte Kritik der in Prag erscheinenden statistischen Tabellen, und wies deren Wertlosigkeit für Krain ebenso mit zahlreichen Beispielen nach, wie es Schulrath Becker für das G. H. Oesterreich (in den „Doktr. Blättern für Literatur“ vom 9. Mai l. J.) und ein Artikel: „ein Stück Kritik“ betitelt, in der „Klagenfurter Zeitung“ vom 9. d. M. und gleichzeitig in der »Carinthia« für Kärnten gethan haben.